

Berichte

Zweite anthropologisch-soziologische Konferenz in Mainz*

I.

Vom 27. bis 29. September 1951 fand in der Johannes-Gutenberg-Universität zu Mainz die zweite anthropologisch-soziologische Konferenz statt. Damit wurde der bei der ersten Veranstaltung dieser Art allseitig geäußerte Wunsch, diese Konferenz möge nicht die einzige bleiben, Wirklichkeit; nach genau zwei Jahren und am gleichen Orte fanden sich wiederum etwa 200 Gelehrte aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen zusammen, um in einer Fülle von Referaten und ausgedehnten Diskussionen über Fragen zu sprechen, die alle diejenigen Fächer angehen, die es in ihrer Forschungsarbeit mit dem Menschen zu tun haben¹. Das diesjährige Treffen erwies sich wie das erste

* Wie der Verfasser schon in seinem Berichte über die erste anthropologisch-soziologische Konferenz (Schmollers Jahrbuch, 70. Jahrgang, 1950, Heft 1, S. 87 ff.) bemerkte, und wie auch aus der vorliegenden Berichterstattung hervorgehen wird, stellen diese Veranstaltungen einen neuartigen Typ wissenschaftlicher Zusammenkünfte dar. Diese neue Form bringt es jedoch mit sich, daß es nur noch schwer, eigentlich gar nicht mehr möglich erscheint, über eine derartige Veranstaltung in der üblichen Form zu berichten. Wollte man auch nur in kürzester Form auf die einzelnen Referate und die anschließenden Diskussionen eingehen, so würde ein Raum beansprucht werden müssen, der in einem wissenschaftlichen Periodicum nicht zur Verfügung steht. Auch erscheint es nicht angängig, eine Auswahl näher zu besprechender Referate und Diskussionsbeiträge vorzunehmen: es wäre notwendigerweise eine subjektive Bewertung. Der Rezensent hielt es aus diesem Grunde für richtig, einmal eine stark zusammenfassende Darstellung des Dargebotenen zu geben, zum anderen aber das Grundanliegen dieser Konferenzen darzulegen; denn ihm erscheint der in Mainz nun zum zweiten Male mit so großem Erfolge beschrittene Weg als Tat und Anregung für die gesamte Wissenschaft von höchstem Werte und größter Bedeutung. — Es sei hier darauf verwiesen, daß die Verhandlungen der diesjährigen Konferenz in einem Doppelheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie (Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen) veröffentlicht werden; das Heft wird im Frühjahr 1952 erscheinen.

¹ Die Verhandlungen der ersten Konferenz sind 1950 unter dem Titel „Synthetische Anthropologie“, Vorträge und Diskussionsberichte der „Konferenz zur Förderung der verbundenen Wissenschaften vom Menschen“ am 27. und 28. September 1949 in Mainz, im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zusammengestellt von L. v. W i e s e und K. G. S p e c h t, im Buchhandel erschienen. (Bonn 1950, Athenäum-Verlag, 192 S.)

von großer Wirksamkeit und Fruchtbarkeit, so daß man nunmehr hoffen und erwarten darf, daß die anthropologisch-soziologischen Konferenzen zum festen Bestandteil des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland werden, zu einem Bestandteil, auf den in Wahrheit das heute so oft gebrauchte (und mißbrauchte) Wort „integrierend“ angewendet werden darf.

Man mag heute in Wissenschaftsbereiche aller Art hineinhorchen: immer lauter wird der Ruf und immer stärker das Verlangen nach Zusammenarbeit, nach Niederreißung der trennenden Schranken, die aus Gründen, die vom Unwissen um die Arbeit des Nachbarn bis zur selbstgefälligen oder eifersüchtigen Abschließung reichen, aufgerichtet und zum „eisernen Vorhang“ geworden sind. Ständig mehren sich die Ansätze zum verstehenden Eindringen in die Schau- und Arbeitsweisen der benachbarten Disziplinen, ja sogar der anderen Fakultäten. Es wäre jedoch falsch, wollte man diese Bemühungen etwa als eine Bekämpfung des Spezialistentums auffassen und auslegen. Unsere Zeit mit der unerhörten Erweiterung der gesamtwissenschaftlichen Problematik, mit der fortwährenden Anhäufung neuen Materials zur wissenschaftlichen Verarbeitung verlangt nach Spezialistentum. Wir werden uns damit abfinden müssen, daß sich dieses spezialisierte und spezifizierte Arbeiten im weiten Raume der Wissenschaft ständig noch verfeinern und verästeln wird. Diese Tatsache darf aber kein Freibrief dafür sein, nun zu glauben, man müsse Scheuklappen anlegen; eine Entschuldigung, man habe für die Arbeit anderer Disziplinen keine Zeit, man dürfe sich ja nicht verzetteln, sondern es gelte sich zu konzentrieren, ist ebenso wenig stichhaltig wie der Hochmut, der die eigene Arbeit als die allein heilbringende ansieht, und der den anderen Disziplinen gar zu schnell den Charakter von Hilfswissenschaften zuweist. Spezialistentum ist nur sinnvoll und echt, wenn neben der Beherrschung des ureigenen Arbeitsgebietes eine Aufgeschlossenheit für die anderen Arbeitsbereiche besteht, die, obwohl mit anderen Grundfragestellungen, Methoden und verschiedenartiger Systematik, doch am gleichen Untersuchungsobjekt forschend beteiligt sind. Daraus wird sich dann recht bald die Einsicht in die Notwendigkeit kontinuierlicher wechselseitiger Unterrichtung ergeben, die dann „von selbst“ zwischen den einzelnen Forschern einsetzen wird, ja einsetzen muß. Dabei ist dann nicht etwa eine Neigung zum Altruismus erwacht, sondern ein durchaus real denkender Egoismus, der den Wert der Schauweise, der Methoden und der Untersuchungsergebnisse des Nachbarn erkennt und diesem — gewissermaßen im Austausch — auch die eigenen Erkenntnisse „zur Verfügung“ stellt.

Doch noch ein weiteres tritt hinzu: Es ist möglich und auch oft der Fall, daß eine Frage, ein Problemkreis aus der Sicht einer einzelnen Disziplin erschöpfend beantwortet, vollständig durchleuchtet wird;

aber eben nur aus der Sicht dieser einen Disziplin. Wir wissen nun aber heute, daß eine solche „Lösung“ keinesfalls ausreichend ist bei der Verzweigkeit der wissenschaftlichen Fächer; mag es auch in dieser einen Disziplin ganz extreme Spezialisten geben, die eine solche Antwort auf eine wissenschaftliche Frage als genügend betrachten, weil ja „nichts mehr hinzuzufügen“ sei. Für denjenigen aber, der weiß, daß „sein“ Fach lediglich eines unter vielen ist, wird sich alsbald ein Bündel weiterer Fragen ergeben, etwa: „Wie sehen die anderen Wissenschaftsbereiche dieses Problem? Was haben sie zur Lösung von sich aus beizutragen? Wer zieht die Summe aller einzelnen Lösungsbeiträge? Ist eine Synthese, die mehr ist als die Summe, möglich? Es wird und muß stets so sein, daß alle die durch ein und dasselbe Forschungsobjekt verbundenen Wissenschaften mit ihren Ergebnissen Bausteine liefern, die darauf warten, zu dem Ganzen zusammengesetzt zu werden, das eben durch die Zahl aller Beiträge zur Durchdringung eines Problems dargestellt wird. Es fragt sich nur noch, wer mit starker Hand diese Einzelergebnisse ordnet. Kann es ein Einzelner oder eine einzelne Disziplin? Oder muß nicht von den Fachforschern selbst der Wille zur Aufrichtung eines solchen Gebäudes ausgehen? Uns will scheinen, als läge es nicht in der Möglichkeit eines Einzelnen, sondern als müsse ein Gespräch, eine Gemeinschaftsarbeit diese Synthese zustande bringen. Dann kann auch das Gefühl einer Verbundenheit, das Wilhelm Repohl die „große Kameradschaft aller Forschenden“ genannt hat, entstehen. Von ihr war in Mainz manches zu spüren.

II.

Wie auf der ersten Konferenz waren auch diesmal zwei Themen zur Verhandlung gestellt: am ersten Tage „Wachsen, Reifen und Vergehen“; am zweiten Tage „Der Europäer“. Der dritte Tag war den Diskussionen vorbehalten. Es hatte sich vor zwei Jahren als fruchtbar erwiesen, einem mehr abstrakt-theoretischen Thema ein solches von größerer Konkretheit, in gewissem Sinne auch von größerer Aktualität zur Seite zu stellen. Es hatte sich freilich gezeigt, und dasselbe war bei der diesjährigen Konferenz festzustellen, daß auch das Abstraktere sehr oft so konkret und „gegenwartsnah“ war, wie man nur wünschen konnte². Hatte die erste Konferenz insgesamt 18 Referate aufgewiesen, so waren es diesmal 21. 15 Disziplinen waren an ihnen beteiligt. Die Redezeit

² Es muß hier mit Bedauern festgestellt werden, daß die meisten der Rundfunk- und Presseberichter glaubten, diese Tatsache zum Anlaß nehmen zu müssen, sich auf die Berichterstattung über das „aktuelle Thema“ zu beschränken, was sich in vielen sensationell aufgemachten Berichten zeigte. Man sollte wissenschaftliche Tagungen nicht als Lieferanten von (fragwürdigen) effektvollen Schlagzeilen und Sensationsberichten betrachten.

war auf 20 Minuten beschränkt, wurde aber meistens weit überschritten, so daß die beiden ersten Tage nicht geringe Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit der Hörer stellten; daß trotzdem der Hörsaal bis zu den letzten Reden die Teilnehmer vollzählig sah, kann als ein (wenn auch äußerliches) Zeichen für die Bedeutung und den Wert des Gebotenen genommen werden.

Der dritte Tag brachte in über sechsstündigen Verhandlungen zahlreiche wertvolle Diskussionsbeiträge, die noch manche Lücke in den Darbietungen füllen konnten, mancher entstandenen Frage eine Antwort gaben oder auch im Wechselgespräch zwischen einzelnen Referenten und Hörern Klärungen und Ergänzungen brachten.

★

Das Thema des ersten Verhandlungstages „Wachsen, Reifen und Vergeben“ führte schon nach wenigen Referaten mitten in eine Problematik hinein, die sogleich für die Wissenschaftsdisziplinen eine große Bedeutung erlangt, die zusammenarbeiten wollen. Es ist nämlich die Frage der Verständigung unter einzelnen Fächern in bezug auf Begriffe, Kategorien, oder anders gesagt: die Verstehbarkeit der verschiedenen „Fachsprachen“. Es erwies sich sehr bald, in welcher unterschiedlicher Bedeutung und Auslegung die Vertreter der zu Wort kommenden Bereiche die drei in den Mittelpunkt der Verhandlungen gerückten Begriffe anwandten. Nach einigen Reden war man geradezu gespannt darauf, in welcher Art und Weise der nächste Vortragende diese Begriffe handhaben werde. Ja, man konnte sich zuweilen nicht ganz des Eindrucks erwehren, als träten oft die sachlichen Aussagen über die hinter diesen Kategorien stehenden Abläufe und Vorgänge zurück gegenüber den terminologischen Darlegungen. Nun, dies war durchaus kein Fehler, kein Mißverständnis, obwohl es wohl bei manchem der Zuhörer ein leises befreiendes Aufatmen gegeben haben mag, als Leopold von Wiese in seinen Schlußworten in der Diskussion sagte: „Es lag im Thema nicht etwa die Behauptung, es bestehen feste gesetzmäßige Übereinstimmungen zwischen biologischer und soziologischer Betrachtung, sondern die Themastellung enthielt eine Frage: Wir wollten fragen, wie weit reichen die Übereinstimmungen?“ Daß hier ständig nicht ausgesprochene Fragen ihre Antworten suchten, war doch den meisten bewußt geworden.

Die Fragen nach dem Gebrauch dieser Begriffe in den einzelnen Fächern, nach ihrer Ausdeutung, nach ihrer Herkunft und schließlich nach dem Grade der Gemeinsamkeit wurden noch verstärkt und komplizierter dadurch, daß jeder von ihnen auch der Alltagssprache gemein ist, daß also jeder Referent eine solche „populäre“ Begriffsfassung in sich trug und hier schon die erste Klärung notwendigerweise herbei-

führen mußte. Besonders deutlich wurde dieser letzte Punkt im Referat des Mediziners (Grote, Wetzlar).

Überdenkt man heute rückblickend die Reihenfolge der Referate, so wird vollends klar, wie glücklich sie gewählt war. Die Begriffe des Themas entstammen den Naturwissenschaften, und so eröffneten dann auch drei naturwissenschaftliche (biologische, anthropologische und medizinische) Referate die Reihe der Darbietungen. Otmar Frhr. von Verschuer (Münster) begann mit einer Untersuchung über „Ontogenese und Phylogenese“. Ihm folgte Friedrich Keiter (Hamburg), der über „Wachsen und Reifen im Jugendalter“ sprach. Mit Rücksicht auf die Stufen, war Udo Undeutschs (Mainz) Vortrag „Die menschliche Entwicklung in psychologischer Sicht“ schon an die dritte Stelle gesetzt worden; dann sprach der Mediziner Louis R. Grote (Wetzlar) über das „Altern vom Standpunkt der Medizin“.

In den Referaten von v. Verschuer, Keiter und Grote fand sich noch eine weitgehende Übereinstimmung im Gebrauche dieser Begriffe, während bei den nun folgenden sich eine Skala von Abweichungen auftrat. Sie reichte von der mit Einschränkungen versehenen Übernahme bis zur krassesten Ablehnung. Bei Undeutsch begann dieses und setzte sich fort in den Vorträgen von Ilse Schwidetzky (Mainz), die zum „Werden und Vergehen von Völkern als anthropologisches Problem“ Stellung nahm; Frederik Adama von Scheltema (Gauting/München) lehnte sich in manchem sehr an den organischen Ablauf an („Ablauf von Kulturen“); Ulrich Scheuner (Bonn) fand, von der scharfen Ablehnung des organizistischen Denkens ausgehend, schon eine Hinneigung zur sozialwissenschaftlichen und im engeren soziologischen Sicht („Altersstufen und Untergang von Staaten im Lichte des Rechts“); aus Günter Schmölders' (Köln) Referat ging hervor, daß eine Zusammenarbeit auch zwischen Sozial- und Naturwissenschaften oft mehr als erwünscht, ja geradezu notwendig erscheint, wenn nämlich eine dieser beiden Wissenschaftsgruppen in ihren Forschungen da angelangt ist, wo der Bereich der anderen beginnt — eine interfakultative und nicht mehr nur interfachliche Zusammenarbeit („Ökonomische Phasen“)! Im soziologischen Referat von Max Horkheimer (Frankfurt a. M.) kam die doppelte Sichtmöglichkeit des Problems dann sehr klar zur Darstellung. Er konfrontierte die Veränderung — ein natürlicher Ablauf — mit den Einwirkungen des Organisatorischen, des Mechanismus der heutigen Zivilisation und fragte, ob heute der freie Ablauf der natürlichen Entwicklung bei der immer stärker vordringenden Einschränkung des Tuns des Einzelmenschen überhaupt noch gewährleistet sei („Invarianz und Dynamik in der Lehre von der Gesellschaft“). — Der Philosoph als letzter Referent rollte schließlich in synthetischer Schau die Frage der Analogie, die ausgesprochen und un-

ausgesprochen sich durch alle Referate hindurchgezogen hatte, in aller Klarheit auf und gab damit den fruchtbaren Anstoß für die Diskussion (Karl Holzamer, Mainz, „Werden und Vergehen“). — Vorher hatte Hans-Joachim Schoeps (Erlangen) einen interessanten ideengeschichtlichen Beitrag geliefert, in dem er die beiden heute fast vergessenen Historiker Karl Friedrich Vollgraf und Peter von Lasaulx in den Mittelpunkt rückte, um an der Darlegung ihres Werkes zu zeigen, daß schon vor Spengler die Verfallserscheinungen und -perioden kritische Durchleuchtung gefunden haben. „Ihre Entdeckung für die Geschichte des Geschichtspessimismus stehe noch aus“, sagte er von ihnen („Depravationstheorien im 19. Jahrhundert“).

Aus der Diskussion, die eine Reihe von bemerkenswert fruchtbaren und wertvollen Ergänzungen, Klarlegungen und Einwürfen brachte, seien drei Beiträge herausgehoben, weil sie klar gefaßte Erkenntnisse aus den Referaten enthielten. W. E. Mühlmann (Mainz) bemerkte: „Das analogische Denken reicht nicht aus, weil die subjektiven Bewertungen eine Rolle spielen, weil wir immer im Ablauf drinstehen und weil wir selber Menschen sind, die leben, wachsen, reifen und altern. Es ist gefährlich, diese Analogien zu übertragen auf den Ablauf des Lebens von Völkern und Kulturen; wir tragen damit subjektive Bewertungen in diese Prozesse hinein, die an und für sich nicht in ihnen liegen.“ — Charlotte von Reichenau (Frankfurt a. M.) führte aus, daß in der Biologie die Prozesse des Entstehens, des Reifens und des Vergehens etwas Organisches seien, ein Spezialfall sozusagen unter den Tatsachen vom Entstehen und Vergehen schlechthin. Das bedeute aber, daß zu fragen sei: „Hat das Entstehen und Vergehen im Biologischen und im Gesellschaftlichen und auch im Anorganischen irgendwie einen seelisch-organischen Werdeprozeß?“ Hieran schließe sich aber eine zweite, völlig andere Fragestellung, nämlich die alte Streitfrage: „Ist im Leben alles organisch oder nicht? Hat es also von innen her sein Lebensgesetz im Entstehen, im Reifen und im Vergehen?“ Alexander Rüstow (Heidelberg) sprach „über das große Fragezeichen, das meistens latent hinter den Diskussionen lag und auch hinter der Themastellung stand“, über das Verhältnis von Biologie und Soziologie. In klarer Formulierung und eindringlicher Interpretation stellte er vier verschiedene Beziehungen heraus: 1. Die Menschen, also die Träger der sozialen Zusammenhänge, sind biologische Organismen. 2. Die Möglichkeit, Tatbestände, die mit soziologischen Denkmethode geklärt sind, mit Hilfe biologischer Bilder zu veranschaulichen. 3. Gewisse Strukturverwandtschaften, die sich dann erweisen können, wenn soziologische Tatbestände nach ihrer soziologischen Klärung und biologische Fakten nach ebensolcher Klärung durch biologische Mittel sich in höheren, abstrakteren Regionen treffen. Diese

drei Beziehungen seien zulässig; abzulehnen sei jedoch schroff die vierte: der Biologismus, das Ergreifen biologischer Denkformen und Denkweisen bei soziologischer Forschung. Wir müssen uns auf diese kurzen Bemerkungen aus der Diskussion beschränken.



Auch am zweiten Tage der Konferenz kamen bei den Referaten zum Thema „Der Europäer“ recht verschieden gefärbte Auffassungen zur Sprache; dabei handelte es sich manchmal um abgerundete feste Formulierungen, manchmal um fließende Auslegungen der Begriffe „Europäer“ und „Europa“. Hatte schon der erste Tag gezeigt, daß eine allzu weitgehende Übereinstimmung durchaus nicht immer nützlich und erwünscht ist, so konnte man bei diesen Verhandlungen geradezu von einem Positivum sprechen bei der Feststellung dieses Divergierens der Meinungen. Wenn man nämlich alsbald bemerken konnte, daß sich aus den einzelnen Darlegungen mancher Widerspruch ergab, so darf dies als Zeichen dafür gewertet werden, daß sich die Gelehrten nicht umgarnen lassen von den „Forderungen des Tages“, von der „politischen Stimmung des Augenblicks“. Das Erfrischende und Hoffnungsvolle dieses zweiten Tages lag eigentlich darin, daß die einzelnen Gelehrten in unbeeinflusster Sicht und in wahrhaft „wissenschaftlicher Gründlichkeit“ dieses Problem „Europa“ angingen. Nichts war zu bemerken von rosigrotem Optimismus oder gar utopischen Wunschvorstellungen. Das hier und da aufkommende Gefühl der Befremdung über den Mangel (der in Wirklichkeit gar kein Mangel war) an Gemeinsamkeit der Anschauungen schlug denn auch in der Diskussion recht bald um, als man einsah, daß es oft besser ist, im Gespräch zu Gemeinsamem zu kommen, als gleich von vornherein undiskutierbare Meinungen und Forderungen mitzubringen.

Freilich zeigten die Referate wie auch die Diskussionsbeiträge, daß der Begriff des Europäers und Europas auch in der „Öffentlichkeit“ und in der Politik noch recht umstritten ist. Es wird heute viel von einem einheitlichen Europa gesprochen; wie verschieden jedoch sind die hierüber von den einzelnen Nationen gehegten Konzeptionen! Nicht nur die Wissenschaft sucht nach dem Begriff des Europäers, nach der europäischen Lebensform.

Es erwies sich als sehr notwendig, daß Leopold von Wiese in seinen Eröffnungsworten aussprach, daß er das Europa, von dem gesprochen werden solle, als das gegenwärtige ansehe. Ein großer Teil der Diskussion wurde am nächsten Tage mit Gesprächen und Auseinandersetzungen über historische Probleme verbracht; es war dies nicht unwichtig, jedoch lenkte es manchmal von den konkreteren Fragen sehr ab. — Auch die Reihenfolge der zehn Referate zu dem zweiten

Thema war insofern treffend, als hier das vorwiegend „materialmäßig-informatorische“ an den Anfang gestellt worden war. Jedoch waren die Vorträge von Theodor Kraus (Köln) „Europa als geographisches Gebilde“ und Ilse Schwidetzky „Europäer und Europide“ alles andere als eine Darstellung feststehender Tatsachen, sondern vermittelten Einsichten, die den Wandel unseres Europabildes so recht zum Bewußtsein brachten. — Wilhelm E. Mühlmann verglich die europäischen Kulturen mit außereuropäischen und kam zu der These einer möglichen Europäisierung im weitesten Sinne; sie sei möglich durch die Übertragung der rationalen Einstellung zur gesamten Lebensführung (zu der dann gehörten das Arbeitsethos, die technische Ansprechbarkeit usw.). („Was ist europäische Kultur? Ein Vergleich mit außereuropäischen Kulturen.“) — Alexander Rüstow untersuchte „Das Erbe der Antike und den Einuß des Christentums auf die europäische Kultur“, ein Referat, das einen weitgespannten Überblick gab. Es wurde sozusagen fortgesetzt in einem anregenden Zwiegespräch in der Diskussion zwischen dem Referenten und O. H. von der Gablentz (Berlin). Besonders fesselnd in dieser Diskussion waren die Aussagen beider Redner zur Geistesgeschichte der Reformationszeit. — Hans Thiemé (Göttingen) stellte in den Mittelpunkt seiner juristischen Betrachtungen die Allgemeingültigkeit und Unabhängigkeit des europäischen Rechtsempfindens, die er als wesentliches Erbe der europäischen Rechtsgeschichte fortgeführt haben möchte („der Europäer als Faktor und Leitziel einer einheitlichen Rechtskultur“). — In dem verlesenen Vortrag von Eugen Lemberg (Kassel) „Europäische Nationalideen und europäischer Nationalismus“ kam die gleiche positive Bewertung des Nationalgefühls der europäischen Völker für eine Integrierung Europas zum Ausdruck, wie sie auch die Ausführungen Leopold von Wieses enthielten. — Heinz Sauer mann (Frankfurt a. M.) sprach über die „Wirtschaftliche Integration Europas“ und hob hierbei die große Aufgabe der internationalen Kartelle hervor, ein Hinweis, der manchen Widerspruch fand. — „Das Wesen des Europäers nach Äußerungen Nietzsches“ wurde dargelegt durch Carl August Emge (Mainz). Klar wurde herausgearbeitet, wie der innere Zwiespalt bei Nietzsche nicht überwunden wurde: auf der einen Seite der sarkastische Gegner Europas, auf der anderen der tief in der europäischen Geisteswelt Lebende. — In kurzen Zügen gab der Berichterstatter eine Darstellung der europäischen Auswanderungen in den letzten Jahrhunderten und ging dann auf die Möglichkeit einer Verminderung des gegenwärtigen Völkerdruckes durch vermehrte Auswanderung ein. (Karl Gustav Specht-Köln „Die Auswanderer aus Europa.“) — Der Konferenzvorsitzende Leopold von Wiese hielt das abschließende Referat „Tendenzen der Assoziation und Disso-

ziation in Europa“. Aus diesem Vortrag, der von beispielhafter Klarheit und Dichtigkeit war, seien einige Kernsätze ohne weiteren Kommentar angeführt: „Das ethisch-politische Ziel sollte in der Schaffung eines Staaten- und Völkerbundes bestehen, den wir Europa genannt haben, bei dem aber die Nationen ihre eigenen kulturell wertvollen Kräfte frei weiter entwickeln können.“ — „Die Aufgabe ist: ohne wertvolle nationale Kräfte zu zerstören, eine starke, aber nicht aggressive und zugleich kulturell blühende Einheit unseres Kulturkreises zu schaffen. Das bedeutet, den (für viele schweren) Schritt vom Nationalismus der letzten hundert Jahre zu einem Kulturkreis-Kosmopolitismus zu tun, der Deutsche, Franzosen, Briten, Holländer, Italiener und die anderen Völker in einem Bunde zusammenfaßt.“ — Nachdem v. Wiese auf die Gefahr eines möglichen europäischen Kollektivegoismus eingegangen war, sagte er weiter: „Es muß aber auf der neuen größeren Plattform des Kulturkreises dasselbe sittliche Streben einsetzen, den übernationalen Kollektivegoismus durch Sublimierung zu veredeln, das gegenüber dem bisherigen Nationalismus notwendig war. Es kann sich nicht bloß darum handeln, den Eigennutz und Eigensinn kleinerer Sozialgebilde auf immer größere und stärkere zu übertragen, also nur eine Zentralisation des Willens zur Macht anzustreben; sondern es muß eine Veredelung seines Kulturgehaltes erreicht werden.“

Auch in der Diskussion dieses Themas wurde noch mancher inhaltsreiche Beitrag geboten, der zur Abrundung dieser Verhandlungen seinen Teil beisteuerte.

III.

Eins der Modeworte unserer Zeit ist der Ausdruck „das echte Gespräch“. Und es will uns scheinen, als läge die Frage nach dem „Ergebnis“ dieser zweiten anthropologisch-soziologischen Konferenz in diesem Worte einbegriffen. Ist ein wirkliches, ein „echtes“ Gespräch zustande gekommen, müssen wir uns heute fragen. Denn worin sollte der Sinn dieser Konferenzen bestehen, wenn nicht in der gegenseitigen Unterrichtung über die Fortschritte der Studien innerhalb der einzelnen Wissenschaftsbereiche, in der Einsicht, daß wir mit unserer Arbeit da und dort stehen im großen Bereiche der Wissenschaft? Jedem der Teilnehmer soll sozusagen wieder der Blick geschärft werden dafür, daß er auf einen ganz bestimmten Platz gestellt ist, wenn er als Psychologe, Soziologe, Ethnologe oder in anderer Eigenschaft an der Errichtung des großen Gebäudes wissenschaftlicher Erkenntnis mitarbeitet. Und eben diese „Standortbestimmung“ wird und muß ein Gespräch in Fluß bringen, ein interfachliches Gespräch. Nicht etwa, um nach großen „Ergebnissen“ zu streben — auch solche werden sich vielleicht ergeben —,

sondern in erster Linie, um wieder einmal das Allgemeinere zu sehen, was so oft und so gern bei der Spezialisiertheit der eigenen Arbeit verloren geht. So sollen diese Konferenzen neben der Arbeit gewissermaßen auch Stunden der Besinnung bringen, Besinnung auf die „größere Einheit“, als die hier die „verbundenen Wissenschaften vom Menschen“ auftraten. Wo aber könnte man schönere und tiefere Besinnung finden als in einem Gespräch? Freilich nicht die Besinnung der Ruhe, sondern die Besinnung auf die Nachbarschaft, auf den bekannten oder auch den bislang unbekanntem Mitarbeiter auf dem gleichen Arbeitsfelde. Diese Besinnung aber gibt neue Arbeitskraft; man fühlt sich nicht mehr allein. Alexander Rüstow sprach in seinen Dankesworten an den Vorsitzenden davon, daß bei diesen Verhandlungen „der geistige Akkumulator jedes Einzelnen mit Stromkräften aufgeladen worden sei, von denen man noch lange zehren werde“.

Es ist schade, daß in einem Kongreßbericht nicht über das berichtet werden kann, was in den „freien“ Stunden gesprochen wurde. Die Tischgespräche am Mittag und am Abend bestärkten nur noch das Empfinden, nicht auf einem repräsentativen Kongreß, sondern auf einer Arbeitstagung zu sein, bei der in der Verbindung von Mensch zu Mensch das geschaffen wurde, was die „Kameradschaft aller Forschenden“ ausmacht, von der schon zu Beginn gesprochen wurde.

Nach der ersten Mainzer Konferenz nun auch die zweite vorbereitet, zusammengerufen und geleitet zu haben, ist vielleicht eines der größten Verdienste Leopold von Wieses. Diesem Verdienste wird er, so hoffen wir alle, bald ein weiteres hinzufügen: die dritte anthropologisch-soziologische Konferenz.

K. G. Specht - Köln.